

## DAVOR

An einem Samstag im Februar 1950 saß Elsa Hager um die Mittagszeit in der Küche, löffelte genüsslich einen Pott saure Milch und musterte ihre Schwester Anna, die am Herd stand und in einem Topf rührte.

»Der Regärtner Erwin hat das Zeitliche gesegnet«, krächzte sie heiser und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

»Verschisse«, ranzte Anna und rührte teilnahmslos weiter.

Elsa lachte schnaufend in sich hinein. »Wohl wahr. Verschissen hat er's, der alte Depp.« Eine Weile lang zerdrückte sie mit den Fingernägeln Brotkrümel, dann packte sie die Schwester, die an ihr vorbeischlich, plötzlich am Arm. »Weißt du überhaupt, wer das ist, der Regärtner Erwin?« Anna glotzte sie an, entzog ihr mit einem Ruck den dünnen Arm und ging schnell wieder zurück an den Herd. Elsa seufzte laut. »Du weißt es halt nicht. Du weißt ja noch nicht einmal, wer du überhaupt selber bist.«

Anna Hager war schon als Kind nicht ganz dicht. Als jüngste der drei Hager-Mädels hatte sie im Januar 1902 das Licht der Welt erblickt. Bei der Geburt hatte sich die Nabelschnur um ihren Hals gewickelt und für einen langen Moment nicht nur ihr, sondern auch ihrem Verstand die Luft abgedreht.

Anna war von jeher mickrig und hager, ihr Kopf glich dem eines Vogels. Dünne braune Haare hingen ihr ins Gesicht, und die seltsamen hellen Glubschaugen lagen tief in den Höhlen. Sie war stumm wie ein Fisch, außer »Verschisse« sagte sie so gut wie gar nichts. »Verschisse« war alles und jeder. Woher sie das hatte, wusste man nicht.

Als Kind hatte sie sich die meiste Zeit bei der Mutter in der Küche aufgehalten und auf der Eckbank gewartet, bis man ihr etwas zum Schälen hinstellte. Kartoffeln, Mohrrüben, Zwiebeln, was immer der Garten hergab. Annas flinke Finger mit den abgeknabberten Nägeln glitten unsagbar schnell und sanft über das Gemüse. Ihre Technik war einzigartig. Die Abfälle waren so hauchdünn, man hätte sie in den Mülleimer pusten können.

Mit dem kleinen Küchenmesser in der Hand war sie in ihrem Element. Auf dem hölzernen Knauf war ein großes A zu sehen, der Rest der Aufschrift war verschwunden. A wie Anna. Es war ihr Messer. Niemand sonst durfte es benutzen, und es war immer scharf. Abends, vor dem Zubettgehen, zog sie es über den Wetzstein, wickelte es in ein Taschentuch und legte es sorgsam unter ihr Kopfkissen.

Solange die Mutter noch lebte, hatte Anna sich nie an den Herd getraut. Was jedoch damals niemand ahnte, war, dass sie jeden Handgriff aufmerksam verfolgte. Jeden Schritt der Zubereitung, jede Zutat, in welcher Menge – alles speicherte sie in ihrem schmalen Vogelkopf. Sie hätte schon im Alter von neun Jahren die kargen Gerichte der Mutter eigenständig zubereiten können. Im Kopf kochte sie mit, schmeckte ab und würzte immer nach.

Für den Vater war Anna ein Dummschädel, er schenkte ihr wenig Beachtung. Und sie selbst würdigte ihn nie eines Blickes. Daher war ihr auch nicht gleich aufgefallen, als er irgendwann nicht mehr da war. Sie brauchte eine Zeit lang, bis sie ihm keinen Teller mehr hinstellte. Damals.

Elsa horchte auf. Sie hatte einen Schrei vernommen, von draußen, aus der Nachbarschaft. Schwerfällig erhob sie sich und schlurfte in den Hof. Da, wieder, ein kurzer, gellender Schrei. Aufgeregt lauschte sie in die Stille hinein, dann steuerte sie auf das alte Hoftor zu, zog es langsam auf und lugte hinaus in die Gasse. Lange hatte sie auf diesen Tag gewartet, heute war es endlich so weit.

Innerhalb von Minuten kam die ganze Nachbarschaft aus den Häusern, um nach dem Rechten zu sehen. Einige hatten ihren Besen mitgebracht, damit ihre Neugier nicht allzu offensichtlich war, und wie es der Zufall wollte, standen sie schon nach kurzer Zeit beieinander und starrten gebannt hinüber zu dem kleinen alten Fachwerkhaus mit der Hausnummer 5. Drinnen lag Liesel Gehringer in ihrem Bett und schrie. Sie schrie um ihr bisschen Leben, um das sie fürchtete. Die Schmerzen waren stärker als alles, was sie sich bisher vorzustellen vermocht hatte. Ihr war, als hätte sie der Teufel geholt, um ihren Leib in tausend Stücke zu zerreißen.

Die Hebamme Elfried Ritzler hatte die Ärmel hochgekrempt, mit hochrotem Kopf und Schweiß auf der Stirn stand sie kerzengerade zwischen Liesels Beinen. Sie betete um den Beistand des Allmächtigen und gab wie ein General, der sein Heer antrieb, die Befehle zum Atmen, zum Pressen, zum Atmen, zum Pressen. Zum Durchhalten eben, bis es rum war. »Die Sach war nicht ohne«, pflegte sie immer zu sagen, wenn sie einen neuen Erdenbürger auf die Welt geholt hatte. Es sollte ja keiner denken, dass sie eine einfache Arbeit verrichtete. Und die »Sach« hier, die war in der Tat nicht ohne.

Liesel Gehringer war eine schwächliche, zarte Frau, und sie war nicht mehr die Jüngste. Mit zweiundvierzig Jahren war sie plötzlich doch noch schwanger geworden. Ein Zustand, den sie zwanzig Jahre lang herbeigesehnt hatte, ein Wunsch, der schon fast begraben gewesen war. »Der Herrgott lässt sich nicht ins Handwerk pfuschen«, hatte sie zu ihrer Rechtfertigung stets verkündet, während alle anderen im Dorf der festen Überzeugung waren, der Walter, ihr Mann, könnte halt nicht, wie er wollte. Oder wollte nicht können. So war man dann doch erstaunt, als es plötzlich hieß, die Gehringer Liesel sei in anderen Umständen.

Nun standen sie in stiller Eintracht vor dem Gehringer-Haus und bekräftigten leise noch einmal das, was sie schon seit Monaten sagten: Dass man sich das ja nun überhaupt nicht ... und wie die Jungfrau Maria zum Kind ... Die heilige Liesel und der bockige Walter. Niemand mochte sich allen Ernstes vorstellen, dass es hier eine andere Art der Empfängnis gegeben haben könnte als über den Heiligen Geist. Das war ja schließlich schon einmal passiert.

»Aber«, so betonte Hermann Gimpflinger auch heute wieder und schob seinen braunen Cordhut in den Nacken, »es ist halt, wie es ist.«

»Und«, so fügte seine Frau Ilse, die nur in Ausnahmefällen seiner Meinung war, beschwörend hinzu, »wollen wir mal hoffen, dass alles gut geht.«

Hiltrud Winzer und Gertrud Herberger bekreuzigten sich träge und verzogen beim nächsten Schrei mitfühlend das Gesicht.

Nach einiger Zeit wurde es den meisten Nachbarn doch zu viel, denn man konnte sich angesichts der »Sach« dort oben nicht einfach über etwas anderes unterhalten. Und so gingen sie wieder zurück in ihre Häuser und schlossen fürs Erste die Fenster. Alle, bis auf Elsa. Sie hatte gewohnheitsmäßig an ihrem Hoftor Stellung bezogen und würde nicht weichen, bis dass die »Sach« ein Ende gefunden hatte. Eisern stand sie da, in ihrer grauen Strickweste, dem braun gemusterten Wollpullover, dem alten Baumwollrock, den blickdichten Strumpfhosen in den ausgelatschten Tretern.

Elisabeth Hager war im Oktober 1896 im Haus Nummer 1 in der Krittergasse in Gödelsheim, einem kleinen Dorf in der Südpfalz, zur Welt gekommen, und sie würde, da war sie sich sicher, auch genau hier sterben. Sie war die mittlere der drei Hager-Schwestern, sechs Jahre trennten sie von der jüngeren Anna und sechs von der älteren Hildegard. Sie lag genau in der Mitte, nur gewichtsmäßig, da tanzte sie aus der Reihe, denn Elsa war äußerst korpulent. Von Kindesbeinen an war sie jeglicher Arbeit gekonnt aus dem Weg gegangen. Im Winter saß sie am Fenster zur Gasse, im Sommer am liebsten auf der Steintreppe im Hof. Am allerliebsten aber stand sie am Holztür und lugte nach draußen. Sie kannte in der Krittergasse jeden Pflasterstein, jeden Blumenkübel, jede Katz und jede Maus. Sie wusste, wer und warum, wann und mit wem, denn Elsa Hager war mit einer solch unverhohlenen Neugier gesegnet, dass ihr niemand im Dorf das Wasser reichen konnte. An Elsa kam so leicht keiner vorbei, und das lag nicht nur an der Tatsache, dass die Krittergasse eine Sackgasse war. Abends beim Essen hatte sie schon als Kind ihre schweigsame Familie mit ihren Geschichten unterhalten und nicht selten war nur noch ein Fünkchen Wahrheit daran, denn die Wirklichkeit, die war für Elsa eigentlich viel zu langweilig.

Endlich, nach Stunden des Schmerzes, war der Kopf zu sehen. Ein großer Kopf, der sich nur mühsam nach draußen bewegte. Ein Dickkopf wohl, der nicht recht wusste, wie ihm geschah und warum er gerade heute seine warme, friedliche Höhle verlassen sollte. Nach einem letzten Schrei, einem letzten Aufbäumen war es geschafft. Liesel Gehringer fiel vor Erschöpfung halb ohnmächtig in die Kissen, schloss wimmernd die Augen und wollte nur noch sterben.

Elfried Ritzler verlor ihre resolute Haltung und hätte sich vor Erleichterung auch gerne in die Kissen geworfen. Stattdessen durchtrennte sie routiniert die Nabelschnur, entlockte dem Jungen einen ersten Schrei und säuberte ihn behutsam. Dann legte sie Liesel das plärrende Bündel in den Arm und sagte leise: »Es ist ein Bub, ein gesunder.«

»Dieterle«, hauchte Liesel und schaute, erfüllt von Glück und Seelenfrieden, auf den roten Kopf, der wie auf Kommando zu schreien aufhörte und etwas bedröppelt in die Welt

schaute. Die Hebamme wusch sich eilig die Hände und lief die Treppe hinunter, um Liesels Mann vom gesegneten Ausgang der »Sach« zu berichten.

Elsa Hager hatte derweil das Hoftor geschlossen und sich zufrieden über das Doppelkinn gestrichen. »Das kann nur ein dreckiger Bankert sein, so wie die Gehringern geschrien hat«, sagte sie zu Hilde, die mit einem geköpften Huhn über den Hof kam. »Geh mir aus dem Weg!«, kläffte ihre Schwester, zog den Rotz durch die Nase und schob Elsa zur Seite.

Walter Gehringer stand hinten im Hof in seiner Werkstatt. Als die Hebamme ihn fand, war er gerade dabei, ein Stück Metall zu bearbeiten, und hämmerte so laut, als wollte er die Schreie aus dem Haus übertönen. Deshalb hatte er auch nicht mitbekommen, dass sie längst aufgehört hatten.

»Es ist ein Bub, ein gesunder«, rief Elfried in die Werkstatt hinein. Walter stand mit dem Rücken zu ihr und nahm die Flex in die Hand. Die Funken spritzten in alle Richtungen, es roch nach erhitztem Metall, der Krach war ohrenbetäubend. Elfried griff nach einem Besenstiel und klopfte ihm aus sicherer Entfernung fest auf die Schulter. Endlich drehte er sich um und brachte das Gerät zum Stillstand.

»Es ist ein Bub, ein gesunder«, wiederholte sie. Walter schaute sie hilflos an. Dann legte er die Flex zur Seite, wischte sich die dreckigen Finger an seinem blauen Arbeitskittel ab und folgte ihr wortlos. Oben in der Schlafstube vergrub er die Hände verlegen in den Hosentaschen, grunzte vor sich hin und warf einen kurzen Blick auf das Bündel, das ihm Liesel erwartungsvoll entgegenhielt.

»Ein Dieterle, gell«, sagte sie mit glucksender Stimme, und Walter nickte ein paarmal mit dem Kopf.

»Die Liesel muss jetzt schlafen«, verkündete Elfried schnell und schob ihn wieder aus dem Zimmer.

Liesel und Walter Gehringer lebten bescheiden in ihrem kleinen, schiefen Fachwerkhaus, das schon zwei Jahrhunderte und auch die Kriege gut überstanden hatte. Im Sommer standen große Oleanderbäume mit weißen und rosafarbenen Blüten in Töpfen vor dem Haus, von den Fenstern hing ein Meer roter Geranien herab und nur zu gerne bauten die Vögel ihr Nest unter dem Dach oder im Gestrüpp des wilden Weines, der an einem eigens gefertigten Eisengestänge über dem Hof wuchs. Es war ein schöner Blickfang in der sonst eher kargen Krittergasse, wo die Häuser eng aneinanderstanden und dazwischen wenig Schönes zu sehen war.

Unten im Erdgeschoss gab es zur Gasse hinaus ein gemütliches Wohnzimmer, von der Küche aus schaute man auf die abbröckelnde Wand des Nachbarhauses, und weiter hinten, mit Blick in den Hof, befand sich noch ein kleines Badezimmer. Der alte Dielenboden im Flur hatte sich gut gehalten, er knarrte nur an wenigen Stellen und wurde regelmäßig gewachst. In der Küche lagen alte Mosaikfliesen, deren ehemals schöne Farben verblasst waren. Der eierschalenfarbene Küchenschrank neben dem Herd war kunstvoll

mit Bauernmalerei verziert. In der Ecke standen eine kleine Eckbank aus Holz, zwei Stühle und ein Küchentisch, nur sonntags wurde im Wohnzimmer gegessen.

Liesel Gehringer häkelte und klöppelte leidenschaftlich gerne. Ihre Handarbeiten – Spitzenvorhänge und Tischdeckchen, Glasuntersetzer und Sofakissen – waren im ganzen Haus verteilt. Überhaupt wirkte alles sehr überladen. Kleine Vasen mit Trockenblumensträußen, Keramikschalen in allen Variationen, Krüge, Heiligenfiguren, Kerzenständer, Porzellansammeltassen, zahlreiche Fotos, jedes Ding hatte seinen festen Platz. Auf dem Fensterbrett standen liebevoll gepflegte Zimmerpflanzen, daneben das eine oder andere Wasserglas, in dem Ableger ihre Wurzeln entwickelten, bis sie eingepflanzt und wieder zur Zimmerpflanze wurden. Auf der Rückenlehne des Sofas saßen zwei stolze Porzellanpuppen in rosa und hellblauen Rüschenkleidchen, an die Liesel noch zusätzlich Spitze gehäkelt hatte.

Viel Platz gab es nicht im Haus, auch war bislang kein Kinderzimmer vorgesehen gewesen, und so hatte Walter kurzerhand die ehemalige Abstellkammer unter dem Dach entrümpelt. Nachdem der ganze Sperrmüll nach draußen geschafft worden war, hatte Liesel erleichtert festgestellt, dass die Kammer ein ganz passables Zimmer werden würde, welches praktischerweise in unmittelbarer Nähe des elterlichen Schlafzimmers lag. Und während Liesel gleich mit dem Klöppeln der kleinen Gardinen begann, türmten sich vor dem Haus ausgemusterte Möbelstücke, Matratzen, ein Bettrost, ein Polstersessel, diverse Latten und tonnenweise überflüssiger Hausrat. Es dauerte nicht lange, und Elsa Hager hatte das Angebot geprüft und ihre Schwester Hilde so lange bearbeitet, bis die beiden nach Einbruch der Dunkelheit die Möbelstücke ihrer Wahl beschlagnahmten und gleich zu sich nach Hause brachten. Am nächsten Morgen war der Müllberg um die Hälfte geschrumpft, was den Gehringers nur recht war.

Mit der Einrichtung des Kinderzimmers hatte Liesel sich dann besonders viel Mühe gegeben. Die Wiege und das kleine Bettchen zimmerte Walter selbst, die Wand zierte eine Tapete mit kleinen Eichhörnchen, und auf dem Boden lag ein blauer Teppichboden in dankbarer Qualität. Über dem Bett hingen ein Kreuz und ein kleiner Weihwasserkelch. Wie schon ihre Mutter, so würde auch sie ihrem Kind zur guten Nacht ein Weihwasserkreuz auf die Stirn zeichnen, auf dass der Herrgott auf ihn achtgebe und ihm nichts Schreckliches widerfuhr. Zum Schluss hatte Liesel dann noch ein Holzschild mit einer goldenen Inschrift über die Tür gehängt.

*Gott spricht: Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?*

*Jesaja, Kapitel 43, Vers 19a*

\*\*\*